

Voltaire hat auch heute noch recht

Bemerkungen zu dem Film „Candide“ / Von Hans Schaarwächter

Das ist ein wichtiger Film!

Und gleichzeitig eine Ehrenrettung (hätte er sie nur nötig) für Voltaire, der mit seinem sinnreichen und doch so leichtgewichtigen Buche vor 200 Jahren den Candide erschuf. Der ist schon seinem Namen nach ein reiner Tor.

Voltaire führt mit seiner Erzählung vom tumben Helden, der einer bösen Umwelt immer nur soeben entwischt, die Lehre des Philosophen Leibniz ad absurdum, „daß unsere Welt die beste aller möglichen Welten“ sei.

Er versteckt sich dabei in der Gestalt des Lehrers Pangloss, der seinem Schützling bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit beibringt, daß alles seinen zutreffenden Grund habe. Er lehrt Candide gleichzeitig auf eine infernalische Weise, wie man aus jeder Situation das Beste machen kann. Das heißt: Er lehrt es ihm nicht, sondern zeigt es ihm am eigenen Beispiel. Candide hingegen, obwohl er in seinem bedrohten Leben dreimal schießt, lernt es nie, sich wie die Bestie Mensch rund um ihn zu benehmen, dazu ist er zu naiv und zu gläubig. Durch alle Abenteuer — und sie sind manchmal haarsträubend — jagt er seiner Jugendliebe, der Kunigunde, nach. Zwar ist sie durch Mißgeschick und Vergewaltigung häßlich geworden — doch was macht es dem ans Gute glaubenden Candide! Er will sie doch, und da wendet sie sich ihm zu und ist wieder so schön wie vorher. Ein umgekehrtes Gruselmärchen.

Die Bosheit und Dummheit der Menschen ist der Dschungel, in dem Candide sich verläuft, um allerdings immer wieder im letzten Moment herauszufinden. Selbst jene, die er niederrstreckt (weil eine Frau ihm eine Pistole in die Hand drückt), kommen davon, sonst könnten sie nicht in verwandelter Gestalt, aber mit demselben miesen Charakter, wieder auftauchen. Die Parallele zu heutigen Spionen und Kon-

taktmännern, die man bekanntlich „umdrehen“ kann, ist klar.

Überhaupt ist alles, was Candide erlebt, auf die Gegenwart anwendbar. Zwar wird aus dem Erdbeben von Lissabon, das 30 000 Menschen verschlang, die Katastrophe von Hiroshima, aus dem Schloßherrn von Thunder ten Trondt, dessen Ahnen schon Kriegshelme anfertigten, ein Waffenlieferant' von heute, doch schaltet der Regisseur Carboneaux federleicht vom Drill des französischen auf den deutschen Soldaten, und ein Diktator ist ihm immer wieder dieselbe Gestalt, mit dem einzigen Unterschied, daß der eine lächerlich, der andere dämonisch ist. Der Lehrer Pangloss selbst erweist sich als wahres Filou, das rechtzeitig schaltet, wenn das politische Vorzeichen gewechselt hat. (Davon profitiert denn auch ein wenig Candide, der Unschuldige.)

Als die beiden sich in einem deutschen Konzentrationslager treffen und Pangloss sich außerdem bei einer Schönens die Syphilis zugezogen hat, besucht ein Schweizer das KZ, einer der berühmt-berüchtigten „Kontrollen“. Als Candide ihm sagt, daß er hinters Licht geführt worden ist, gesteht der Schwyzer, daß er taub und blind ist. Kurz danach werden die drei in einem Sanitätsflugzeug evakuiert, doch interessiert das einen englischen Kampfflieger nicht, der sie abschießt. Als alle drei an Fallschirmen zur Erde schweben, fällt der Schwyzer in einen Fluss, und als Candide ihn retten will, hält Pangloss ihn davon ab. Es kommt öfter vor, daß auf solche Weise Schicksal gespielt wird.

Ein Glanzpunkt des Films ist das Erlebnis im Menschenfresserbusch, wo der Held mit einem Kameraden verspeist werden soll, weil man annimmt, daß er gegen die Erhebung der schwarzen Rasse sei. Hier wird Candide dadurch

gerettet, daß man den Wilden eine saftige Entwicklungshilfe verspricht.

In solcher Häufung möchte es fast unglaublich erscheinen, daß einem Menschen soviel in einem einzigen Leben passieren kann, doch denke man ruhig einmal nach! Die Toten des Krieges schweigen ohnehin. Sie könnten viel erzählen.

Und nun erlaubt sich der Autor noch einen Zynismus: Als die Helden der Erzählung, Candide, Pangloss, Kunigunde und die schöne Agentin (sie ist durch Schicksal mit dabei) endlich auf einem schönen Landgut leben, langweilt sich die Agentin! Sie meint, ob denn nun wirklich ein Leben mit Blumenpflücken und Bravsein besser sei als eines, wie sie es gelebt hätten. Und doch hat sie dabei einen Teil ihres schönen Po verloren, es braucht nicht weiter beschrieben zu werden.

Kunigunde zwingt Candide, seine Memoiren zu schreiben, da selbst das dümmste Buch Absatz finde (man sieht Voltaires boshaft-weise Vi-

sage!), doch Candide erinnert sich nur noch der schönen Erlebnisse. Demnach hätte also der Philosoph Leibniz doch recht gehabt, als er von der „besten aller möglichen Welten“ schrieb? Natürlich wäre niemandem als Voltaire lieber gewesen, wenn die Menschen besseren Gebrauch von der Welt machten. Nur, daß er einen solchen reinen Toren wie Candide schuf, das erweist ihn als Optimisten — gehen wir also mit ihm auf die Suche nach Candides unter uns!

Norbert Carboneaux hat sich mit diesem Film bestens empfohlen. Nicht, daß er bereits ein Meisterwerk wäre — dazu gibt es noch zuviel flüchtige Passagen und auch Unklarheiten —, doch war schon der Griff nach dem Stoff eine Talentprobe. Besetzt hat er besonders die Rollen des Candide (Jean-Pierre Cassel) und des Pangloss (Pierre Brasseur) mit Instinkt, doch sind da auch gute Chargen. Die Kunigunde ist mit der jungen Israeli Dalia Lavi mollig barock, und die Rolle der Agentin mit Nadia Gray glaubhaft kühl besetzt.

Es wäre zu wünschen, daß jeder Film auch nur einen Teil solcher Fülle an Wort- und Bildwitz enthalte, und daß vor allem das Anliegen sichtbar würde, der Menschheit dadurch zu helfen, daß man ihr die Scheuklappen von den Augen nimmt.